

Knaur.

*Im Knaur Taschenbuch Verlag ist bereits  
folgendes Buch des Autors erschienen:*

Hinterhältig

*Über den Autor:*

Roderick Anscombe, geboren 1947 in Manchester, Studium an der Universität Oxford, ist Gerichtspsychiater und Professor für Psychiatrie an der Harvard Medical School. Er lebt in Gloucester, Massachusetts.

Weitere Informationen unter: [www.roderickanscombe.com](http://www.roderickanscombe.com)

Roderick Anscombe  
**Verschwunden**  
**Psychothriller**

Aus dem Englischen von  
Charlotte Breuer und  
Norbert Möllemann

Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel  
»Virgin Lies« bei St. Martin's Press, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**[www.knauer.de](http://www.knauer.de)**



Deutsche Erstausgabe März 2009

Copyright © 2007 by Roderick Anscombe

Copyright © 2009 für die deutschsprachige Ausgabe by Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Christiane Bauer

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-63830-9

2 4 5 3 1

# **Verschwunden**

## 10:45 Uhr

**D**ie Tigerkäfige waren selbst für uns, die wir Tag für Tag im Hochsicherheitsbereich arbeiteten, ein harter Brocken. Kovacs hatte den Namen ins Spiel gebracht – nicht dass irgendjemand vom klinischen Personal einen Namen verlangt hätte, erst recht keinen, der an die Menschenrechtsverletzungen eines repressiven Systems erinnerte. Kovacs hatte die Originale gesehen, sagte er, während seiner Dienstzeit in Vietnam, und nachdem der Name einmal gefallen war, wurden wir ihn nicht wieder los.

Die vier Käfige lagen an vier Endpunkten eines imaginären Fünfecks, mit einer Lücke am fünften Endpunkt, wo mein Schreibtisch stand. Der höhlenartige Raum des stillgelegten Zellentrakts war unter hohem Kostenaufwand schallgedämmt worden, so dass die Insassen sich darauf verlassen konnten, dass ihr Gebrüll – wie das des geistesgestörten Kindermörders Sammy Fields, der gerade dem Mann im Käfig neben ihm, der wegen eines ähnlichen Verbrechens einsaß, eine lautstarke Moralpredigt hielt – absolut vertraulich blieb.

Da jeder Patient einzeln eingesperrt war, konnte nichts außer Kontrolle geraten. Aber diese nüchterne Erkenntnis führte nicht dazu, dass mir die Käfige besser behagten.

Wenn man ständig miterlebt, wie staatliche Gewalt in ihrer rohesten Form ausgeübt wird, fragt man sich mit der Zeit unweigerlich, ob man nicht selbst auch Teil eines repressiven Systems ist.

Im Gefängnis sind so viele moralische Stoppschilder entfernt worden, dass man sich nie sicher sein kann, ob man Vorfahrt hat oder nicht.

Selbst wenn ich nicht dauernd unterbrochen wurde, fiel es mir schwer, meine Konzentration aufrechtzuerhalten.

»Dr. Lucas, Telefon.«

»Okay«, sagte ich, ohne mich umzudrehen. »Ich rufe zurück.«

Aber Lieutenant Kovacs blieb hinter mir stehen. »Dieses Gespräch wollen Sie garantiert annehmen«, sagte er.

»Wieso?«

»Ihre Frau ist am Apparat.«

Ein Anruf von der Frau des Anstaltspsychiaters war etwas völlig Außergewöhnliches. Im Sanders-Institut riefen Angehörige von Mitarbeitern nicht mal eben an, um ein bisschen zu plaudern, denn erstens musste man damit rechnen, dass das Gespräch aus Sicherheitsgründen aufgezeichnet wurde, und zweitens war jeder darauf bedacht, sein Familienleben niemals mit dem Sanders in Berührung kommen zu lassen.

Ich eilte über den kurzen Korridor zwischen den Tigerkäfigen zum Kontrollraum, wo zwei Wachleute träge in ihren Sesseln saßen und hin und wieder einen Blick auf die Überwachungsmonitore warfen. Auf dem Pult lag der Telefonhörer.

»Bist du das?«, fragte Abby. »Gott sei Dank. Es war so furchtbar!«

Ihr Tonfall alarmierte mich. Noch nie hatte ich erlebt, dass Abby bei der Arbeit den Tränen nahe war. Ich fürchtete schon, dass sich eine ihrer Klientinnen das Leben genommen hatte. »Zuerst wollten sie mich gar nicht durchstellen. Sie haben mir nicht geglaubt, dass ich deine Frau bin.«

»Das ist hier das übliche Verfahren.«

»Danielle ist verschwunden, Paul.«

Sie ging davon aus, dass ich wusste, wer Danielle war, und ich durchforstete mein Gedächtnis, bei welchem unserer viel zu seltenen Gespräche beim Abendessen Abby sie erwähnt haben könnte. War sie eine der Sozialarbeiterinnen in Abbys Beratungsstelle? Mir fiel keine ein. Ich war dankbar, dass sie mich in ihrer Not überhaupt anrief, und wollte es nicht vermessen, auch wenn es nur darum ging, einem Namen ein Gesicht zuzuordnen.

»Wann hast du sie denn zuletzt gesehen?«, fragte ich, um Zeit zu gewinnen.

»Wir haben sie wie immer um neun Uhr Kaffee holen geschickt. Das macht sie jeden Tag für uns. Sie ist zwar noch ein kleines Mädchen, aber es sind nicht mal dreihundert Meter.«

Allmählich fügte sich ein Bild zusammen. Danielles Mutter hatte bei New Beginnings, der Sozialstation für minderjährige Schwangere und Mütter, die Abby leitete, eine Ausbildung gemacht. Damit Danielle die Sommerferien über nicht auf der Straße herumhing und nicht früher oder später in Schwierigkeiten geriet, hatte Abby sie unter

ihre Fittiche genommen und übertrug ihr ab und zu kleine Aufgaben. Um diese Danielle also ging es.

Abby senkte ihre Stimme fast zu einem Flüstern. »Bitte komm, Paul.«

Kein Befehl hätte zwingender sein können.

Die weitläufige viktorianische Villa, in der Abbys Einrichtung untergebracht war, lag am Eastern Boulevard, in einer Straße, wo immer wieder Sanierungsmaßnahmen durchgeführt wurden. Zwei Nummern weiter hatte man ein dreistöckiges Haus in Eigentumswohnungen umgewandelt, die Fassade leuchtend karminrot und die Fensterrahmen weiß angestrichen, aber an den Häusern dazwischen löste sich stellenweise die Seitenwandverkleidung aus Plastikpaneelen, in den Maschendrahtzäunen der Vorgärten hingen Fastfood-Tüten, und das ganze Viertel wirkte immer noch ziemlich heruntergekommen. Als ich um halb zwölf aus meinem klimatisierten Wagen stieg, schlug mir die sommerliche Vormittagshitze entgegen. Bis ich die oberste Granitstufe erreicht hatte und nach dem Knauf der Eingangstür langte, war ich schon schweißgebadet.

Im Eingangsbereich hielten sich ungewöhnlich viele Menschen auf. Die jungen Frauen schauten besorgt nach ihren Kindern, die still und wachsam wirkten. Mehrere uniformierte Polizisten machten sich Notizen, und zwei Detectives befragten eine Frau mit einem Baby auf dem Schoß. Etwas abseits, von den anderen mit respektvoller Distanz bedacht, saß eine dicke Frau in Shorts und einem ärmellosen T-Shirt in sich zusammengesunken und hemmungs-

los schluchzend auf einem Stuhl, während eine von Abbys Mitarbeiterinnen sie zu trösten versuchte.

Als ich durch die Tür trat, drehten sich alle zu mir um, als wäre ich der Überbringer von Neuigkeiten, selbst die Frau, von der ich annahm, dass sie Danielles Mutter war, hörte einen Moment zu schluchzen auf und sah mich an. Eigentlich ging ich davon aus, dass das Kind bei einer Freundin oder im Kino war, und wunderte mich über all die Aufregung. Ich war wegen Abby gekommen, und nicht, um bei der Suche nach dem vermissten Mädchen zu helfen. Ich war gekommen, um meine Ehe zu retten.

Die Anwesenheit der Detectives ließ jedoch nichts Gutes ahnen. Ich erkannte Detective Wolpert, mit dem ich unbeabsichtigt einen Blick wechselte. Als ich mich abwandte, sah ich andere, weniger vertraute Gesichter, an die ich mich vage von irgendwelchen Weihnachtsfeiern oder von endlosen Wartestunden in Gerichtsgebäuden erinnerte. Schließlich, im selben Augenblick, als sie mich entdeckte, sah ich Abby und bahnte mir durch die Menge den Weg zu ihr.

Sie umarmte mich so heftig, dass sich ihre Fingernägel durch mein leichtes Baumwollhemd bohrten.

»Gott, bin ich froh, dass du gekommen bist!«, seufzte sie, die Lippen nah an meinem Ohr. Dann fügte sie zu meiner Enttäuschung lediglich ein förmliches »Danke« hinzu.

»Ich weiß«, murmelte ich in einem Ton, wie man ihn gegenüber Trauernden anspricht. »Ich weiß.« Während ich sie in den Armen wiegte, fragte ich mich, ob dieses Kind uns wieder zusammenbringen würde, und musste an unseren Sohn Adrian denken, der gestorben war.

Abby löste sich aus meinen Armen. »Sie ist noch am Leben«, sagte sie trotzig.

»Natürlich lebt sie noch!«

»Sie ist ja gerade erst verschwunden.«

»Wahrscheinlich ist sie bei irgendeiner Freundin untergekröchen.«

»Das passt nicht zu Danielle. So einen Unsinn würde sie nicht machen.«

»Aber sie ist ein Kind. Vielleicht hat sie eine Freundin getroffen, die gerade Taschengeld bekommen hat. Vielleicht sind sie in die Mall gegangen.«

»Wir wissen, dass sie den Kaffee im Coffee-Shop abgeholt hat. Sie war schon wieder auf dem Weg hierher. Sie hatte Wechselgeld bei sich, das sie abgeben musste. Sie wäre nicht einfach weggegangen.«

Ich drehte mich nach den Polizisten um. Irgendjemand musste reichlich Einsatzkräfte von der Straße abgezogen haben.

»Sie ist entführt worden, Paul.«

»Gibt's dafür Zeugen?«, fragte ich und spürte meinen Optimismus schwinden.

Abby schüttelte den Kopf. »Nein. Sie ist ganz einfach verschwunden.«

»Okay. Es kann nicht schaden, sofort mit den Ermittlungen zu beginnen.«

»Wir müssen erstens akzeptieren, dass Danielle entführt wurde, und zweitens, dass sie nicht tot ist.« Sie legte den Kopf schief, um meinen Gesichtsausdruck zu mustern, und ihre blauen Augen durchbohrten mich, als könnte allein ihr Blick mich überzeugen.

»Nein, sie ist nicht tot.« Ich konnte ihr jetzt nicht sagen, was ich aus meiner klinischen Praxis über Leute wusste, die Kinder entführten. »Du hast recht. Wir wissen es nicht.«

Aber wenn man als forensischer Psychiater erfährt, dass ein Kind entführt wurde, hakt man automatisch eine ziemlich ernüchternde Liste möglicher Ergebnisse ab. Diesmal jedoch war es anders; ich war beinahe persönlich betroffen. Danielle war eins von Abby Mädchen.

»Sie war nur ein paar Minuten lang außer Sichtweite«, sagte Abby. »Sie hat regelmäßig Kaffee für die Kindergärtnerinnen geholt.«

Regelmäßig, dachte ich, und daher vorhersehbar. Regelmäßig, so dass der Täter planen und in Ruhe abwarten konnte. Das war keine spontane Tat. Der Täter musste die Entführung geplant haben. Das bedeutete, er musste auch ein Versteck vorbereitet haben. Den Ort, wo Danielle sich jetzt befand, verwirrt, allein und zu Tode verängstigt.

Abby sagte: »Sie ist acht Jahre alt.«

Ich nickte. Ein achtjähriges Mädchen war für einen Erwachsenen leicht zu überwältigen, selbst wenn es sich wehrte. Ich hielt es jedoch für wahrscheinlicher, dass der Täter sie mit irgendetwas geködert hatte.

»Aber sie ist ein Stadtkind«, sagte Abby. »Sie wohnt nur ein paar Straßen von hier entfernt. Das Viertel ist ihr vertraut. Sie ist kein behütetes Kind aus einem ruhigen Vorort.«

Es konnte also nicht ganz so einfach gewesen sein, sie zu ködern. Entweder hatte der Täter ihr etwas extrem Verlockendes geboten, oder sie hatte einfach keine Angst ge-

habt. »Vielleicht ist sie mit jemandem gegangen, den sie kennt«, wandte ich hoffnungsvoll ein.

»Das wär ja eine Möglichkeit. Das könnte ein Ansatzpunkt sein. Die Leute von der Polizei setzen alles in Bewegung. Sie sind großartig. Die sind hier angekommen wie ein Spezialeinsatzkommando. Aber sie haben bisher nicht die geringste Spur.«

»Wann ist es passiert?«

»Kurz nach neun.«

»Neun Uhr an einem Donnerstagsmorgen. Da muss doch irgendjemand was gesehen haben.«

Während ich mit Abby sprach, hatte sich Brenda Gorn, die stellvertretende Bezirksstaatsanwältin, uns genähert und versuchte, Blickkontakt zu mir aufzunehmen. Brenda und ich waren seit zehn Jahren Kollegen und innerhalb der Grenzen, die unsere jeweiligen professionellen Loyalitäten setzten, auch befreundet. Diese Grenzen waren einer Prüfung unterzogen worden, als ich der Hauptverdächtige bei einem Mord an einem Polizisten war und Brenda sich für mich ins Zeug gelegt hatte. Immer wenn ich ihr danach danken wollte, lenkte sie die Unterhaltung auf ein anderes Thema. Brenda war alles andere als exaltiert, aber sie war mit Leib und Seele Staatsanwältin und bei der Verfolgung von Straftätern unerbittlich. Ihre Arbeit war ihr Leben, besonders jetzt mit Anfang fünfzig, wo ihre Töchter das College beendet hatten. Sie wurde allmählich grau und zusehends mollig.

»Paul.« Sie nahm meine Hand in beide Hände. »Ich brauche Ihre Hilfe.«

»Selbstverständlich«, erwiderte ich. »Jederzeit.«

»Es ist jetzt zweieinhalb Stunden her, dass Danielle verschwunden ist.«

Schreckliche Dinge konnten in hundertfünfzig Minuten geschehen.

Ich betete, dass die Entführung nicht aus einem spontanen Impuls heraus erfolgt war. Wenn der Täter sie geplant hatte, wenn er sich einen Zeitplan zurechtgelegt hatte, wenn er sich alle Tage oder Wochen oder sogar Monate zuvor ausgemalt hatte, dann würde er sich Zeit lassen. Er würde sich in Sicherheit wähnen. Den gefährlichsten Teil, die Entführung selbst, hatte er hinter sich gebracht, und er war damit davongekommen, zumindest bisher. Er brauchte nichts zu überstürzen. Er konnte warten. Er würde warten wollen, den entscheidenden Augenblick hinauszögern, seine Vorfreude genießen. Er würde Danielle an einem Ort, den er vorbereitet hatte, verstecken und später dorthin zurückkehren.

Wenn er sich das Mädchen jedoch aus einem spontanen Impuls heraus geschnappt hatte, wenn er keinen sicheren Unterschlupf bereithielt, wenn er seine Tat jetzt oder nie durchziehen musste, wenn er nicht die notwendigen Vorkehrungen getroffen hatte, um zu verhindern, dass das Mädchen ihn erkannte ... Erinnerungen an Tatortfotos schossen mir durch den Kopf. Bestialische Bilder.

Brenda sagte: »Aber wir haben auch eine gute Nachricht. Es gibt eine Zeugin.«

»Großartig.«

Ich wusste, dass das nicht stimmte, sonst würden sich nicht all diese Cops in dem stickig-heißen Foyer tummeln und auf Anweisungen warten.

»Die schlechte Nachricht lautet«, fuhr Brenda fort, »sie ist verrückt.«

Aus der Art, wie Brenda und Abby mich anschauten und auf meine Antwort warteten, schloss ich, dass die beiden schon vorher darüber diskutiert hatten, wie sie mir das beibringen sollten.

»Okay«, sagte ich. »Immerhin etwas.«

»Sie ist keine Verdächtige«, beeilte sich Brenda zu erklären, da sie bereits den Interessenkonflikt sah, der sich abzeichnete.

Manch ein Psychiater würde behaupten, dass eine Zeugin, der ich mich als »Dr. Lucas« vorstelle, im selben Moment zu meiner Patientin wird, der ich besondere Berücksichtigung schulde und deren Aussage ich vertraulich zu behandeln habe.

»Wir verlangen nicht von Ihnen, dass Sie sie vernehmen«, sagte Brenda. »Sie ist eine Person, die uns bei unseren Nachforschungen behilflich sein kann. Sie wiederum sind jemand, der weiß, welche Fragen man bestimmten Menschen stellen muss. Darum geht es.«

»Und sie ist alles, was Sie haben?«

Brenda nickte.

»Aber Sie gehen davon aus, dass diese Person die Entführung beobachtet hat?«

Sie hob ratlos eine Hand und ließ sie dann frustriert sinken. »Das ist ja der Mist. Wir wissen es nicht. Vielleicht hat sie was gesehen. Vielleicht hat sie sogar das Auto gesehen. Vielleicht auch den Entführer. Vielleicht hat sie ihn sogar erkannt. Aber sobald sie den Mund aufmacht ... schweift sie ab und verwickelt sich in Widersprüche.«

»Sie heißt Martha Kinnard«, sagte Abby sachlich. »Sie ist schizophran.«

»Du kennst sie?« Das ließ hoffen.

»Jeder hier im Viertel kennt sie. Sie schläft im Dracone Park oder in Toreinfahrten, wenn die Polizei sie aus dem Park verscheucht. Manchmal nimmt sie Kleider aus unseren Beständen, die Leute gespendet haben. Eine unserer Sozialarbeiterinnen, die früher im Methodist Hospital gearbeitet hat, kennt sie noch von dort.«

»Erzähl mir alles, was du über sie weißt.«

»Anfang vierzig. Den ersten Knacks hat sie abbekommen, als sie schon einen ersten Abschluss am MIT, dem Massachusetts Institute of Technology, besaß. Sie ist intelligent, aber ihr ganzer Verstand verpufft in ihren Wahnvorstellungen.«

»Aber sie hat etwas gesehen?«

Die beiden Frauen wechselten einen Blick. Jede wartete darauf, dass die andere etwas sagte, in der Hoffnung, sie könnte aus dem, was möglicherweise völlig unbedeutend war, etwas Positives machen.

»Sie war da«, sagte schließlich Abby. »Sie muss etwas gesehen haben.«

Brenda hakte sich bei mir unter. »Kommen Sie mit«, sagte sie. Sie zog mich zu der Tür, durch die ich soeben erst eingetreten war. Ich spürte die Dringlichkeit in ihrem Griff.

Es war ein Spießrutenlauf durch die feindseligen Blicke der Cops. Sie gaben mir deutlich zu verstehen, dass sie mich bei ihren Ermittlungen nicht dabeihaben wollten.

Wir traten durch die schweren Mahagonitüren in das

blendende Sommersonnenlicht hinaus und hielten uns die Hände schützend über die Augen, während Brenda mir die Umgebung erklärte. Vom Gehweg des Eastern Boulevard aus konnten wir den Corporal Eddy Dracone Park weitgehend einsehen, ein trostloses Dreieck, benannt nach einem in Vietnam gefallenen Sohn der Stadt, begrenzt vom Eastern Boulevard, von der Hubbard Avenue und am anderen Ende von der Winslow Street.

Brenda zeigte auf einen Donut-Laden auf der anderen Seite des Parks. Auf einem Schild über dem Eingang war in kaffeebrauner Kursivschrift der Namenszug *DOOSY'S* zu lesen.

Kein vielversprechender Ort für eine Entführung. Zwei Robinien und fünf verstreut stehende Büsche boten nur spärlichen Schutz. Der Park war umgeben von einer Reihe vielbefahrener Straßenkreuzungen. Der Fahrer eines an einer Ampel haltenden oder auch nur langsam darauf zufahrenden Autos hätte ein Gerangel sicher bemerkt. Ein langsam rollender Honda Civic, dessen Fahrer uns neugierig musterte, fuhr gemächlich an uns vorbei. Der Mann hatte die Fenster heruntergekurbelt, um ein bisschen Luft in den Wagen zu lassen; selbst bei den stampfenden Bässen aus seiner Stereoanlage dürfte er ein in der Nähe schreiendes Mädchen hören können. Auch er hätte ein Gerangel sicherlich bemerkt.

Also musste sie weggelockt worden sein. Wahrscheinlich von jemandem, den sie kannte. Ich konnte nur beten, dass er geplant gehandelt hatte. Das machte das Verbrechen zwar kälter, abgebrühter, widerlicher, aber wir würden Zeit gewinnen.

Danielle dürfte den Fußgängerüberweg an der Ampel der Kreuzung an der Hubbard Avenue benutzt und von dort den asphaltierten Weg eingeschlagen haben, der zweihundert Meter quer durch den Park führte, vorbei an einigen Bänken zum nächsten Fußgängerüberweg an der Winslow Street, der sich fast genau gegenüber dem Donut-Laden befand. Und schließlich auf dem Rückweg ...

»Sie hat den Kaffee also dort gekauft?«, fragte ich. »Ist das sicher?«

»Ja. Die Leute in dem Laden kennen Danielle. Eine Frau, die dort angestellt ist, hat sie bedient. Sie konnte sich daran erinnern, weil es sich um die übliche Bestellung handelte. Drei Kaffee. Einen großen normalen, ohne Zucker. Einen nicht ganz so starken. Einen normalen mit Sahne, doppelt gezuckert. Ein Teilchen. Sie hat auf einen Zehndollarschein herausgegeben. Der Mann, der normalerweise dort mit ihr zusammenarbeitet, hatte gerade Pause; da sie den nächsten Kunden bedienen musste, hat sie nicht bemerkt, wie Danielle den Laden verlassen hat. Es war alles wie immer.«

»Da musste Danielle ja einiges tragen – drei Becher Kaffee in einem Pappkarton und ein Stück Kuchen oben drauf. Hätte sich jemand das Mädchen geschnappt, wäre alles auf dem Boden gelandet.«

»Wir haben jeden Quadratzentimeter abgesucht und nicht einen verschütteten Tropfen entdeckt.«

»Jemand hat ihr Hilfe angeboten: ›Na, soll ich dir tragen helfen?‹ Jemand, dem sie genügend vertraut hat, um ihm die Sachen in die Hand zu drücken, die ihr nicht gehörten, die ihr anvertraut waren.«

- »Jemand, den sie kannte.«
- »Oder jemand Offizielles. Jemand in Uniform. Ein Polizist. Ein Pfarrer. Eine Politesse. Oder jemand mit einer etwas anderen Art von Status: der Anführer einer Straßenbande aus der Gegend.«
- »Hier tut sich nicht viel mit Banden. Wir gehen davon aus, dass sie ihren Entführer kannte. Da setzen wir an.«
- »Und die paranoide Dame vom MIT?«
- »Die saß auf der ersten Bank auf der rechten Seite. Sie war die einzige Person im Park.«
- »Die einzige?«
- »Die anderen Bänke liegen erst im Schatten, wenn die Sonne am Nachmittag hinter den Bäumen verschwindet. Hier haben nicht viele Leute Lust, sich aufzuhalten. An einem Tag wie heute bleibt jeder vernünftige Mensch zu Hause oder geht in die Mall – wo es eine Klimaanlage gibt.«
- »Und woher wissen wir, dass die Frau dort gesessen hat?«
- »Weil sie dort schon saß, bevor Danielle verschwunden ist, und danach saß sie immer noch da. Sie hat sich seit ein paar Monaten dort niedergelassen, und irgendwann wird sie wieder verschwinden. Wir glauben nicht, dass sie etwas mit der Entführung zu tun hat. Soweit wir das bisher beurteilen können, ist sie eine harmlose Verrückte.«
- »Eine psychotische Person«, verbesserte ich sie.
- »Jedenfalls hat sie noch nie jemanden angegriffen. Sie wurde einige Male ins Methodist Hospital eingeliefert, aber eher aus dem Grund, dass sie immer mehr verwahrloste. Sie ist bisher nicht bei der Polizei aktenkundig.«

»Aber sie könnte Danielle Angst gemacht haben.«

Ich betrachtete den Rand des Parks entlang des Eastern Boulevard. Die Polizei hatte gelbes Absperrband gespannt, damit keine Autos mehr auf dem Gelände parkten, aber einige, die am frühen Morgen dort abgestellt worden waren, standen noch dort, ein Jeep auf gleicher Höhe mit der Bank und ein blauer Minivan etwas weiter weg.

»Falls Danielle sich vor der Obdachlosen gefürchtet hat, wird sie einen Bogen um die Bank gemacht haben. Sie hätte dann den Pfad verlassen und wäre Richtung Eastern Boulevard ausgewichen, dort, wo der Jeep steht.«

Brenda schaute in die Richtung, in die ich zeigte. »Möglich.« Sie klang ziemlich skeptisch.

Wir gingen wieder ins Haus. Auch wenn es dort keine Klimaanlage gab, war es eine Erleichterung, aus der Sonne herauszukommen, und zusätzlich fächelte der oszillierende Ventilator auf dem Schreibtisch von Nan, der Empfangsdame und Rausschmeißerin in Personalunion, Luft in den überfüllten Vorraum.

Da ich keine Lust auf eine Konfrontation mit den anwesenden Polizisten hatte, sah ich zu Boden, um Blickkontakt zu vermeiden, und so bemerkte ich nicht, wie Danielles Mutter auf mich zustürmte.

»Ist das der Profiler?«, fragte sie Brenda.

»Darf ich vorstellen? Sasha McNeely«, sagte Brenda.

»Danielles Mutter.«

»Ich bin Doktor Lucas«, sagte ich. »Ich bin kein Profiler –«

»Aber Sie sind doch Abbys Mann?«

»Ja, das bin ich. Und ich werde die Polizei nach Kräften dabei unterstützen, Ihnen Danielle zurückzubringen.«  
Ich blickte in Sashas flehendes, tränenüberströmtes Gesicht.

Sie war Mitte zwanzig, aber unter ihrem fleischigen Gesicht war noch das Kind zu sehen, haltlos, abhängig, verzweifelt. Sasha war eine von Abbys jungen Frauen gewesen, eine Klientin der Sozialstation, seit sie als Teenager schwanger geworden war.

Sasha hatte meine Hand ergriffen. Abby kam auf uns zu, und ich hoffte, dass sie die Situation entschärfen konnte, bevor sie zu kompliziert wurde.

»Ich habe Fotos von meiner Danielle.« Sasha drückte mir die Bilder in die Hand. »Das hier – sehen Sie – ist diesen Sommer aufgenommen worden«.

Es zeigte Danielle im Bikini, die Haare nass vom Gartenschlauch im Hintergrund und in Strähnen an den Kopf geklebt: eine Hand in die Hüfte gestemmt, posierte sie mit übertriebenem Schmollmund, so wie sie sich vermutlich ein Model vorstellte.

»Sie werden sie finden, Doktor Lucas, nicht wahr?«

Sie brach erneut in Schluchzen aus.

»Ja«, antwortete ich, »ganz bestimmt.«

Ich versuchte meine Hand wegzuziehen, doch sie klammerte sich fest, und ehe ich begriff, was sie vorhatte, fiel sie unbeholfen vor mir auf die Knie.

Um uns herum war alles still geworden. Ich bekam Sasha nicht auf die Füße. Ohne sie zu sehen, spürte ich die zynischen Blicke der Cops. Ich hockte mich hin, um näher an Sashas Gesicht zu sein.

»Sie werden sie doch sicher finden«, flehte sie.  
»Ja«, versprach ich ihr. »Ich werde Danielle finden.« Ich drückte ihr beruhigend die Hände. »Die Polizei kennt sich mit so was aus«, log ich. Und dann sagte ich als Sühne für meine Hilflosigkeit: »Wir werden alles tun, was wir können.«

## 11:45 Uhr

**B**renda packte mich am Arm und schob mich die Treppe hinauf. Abby hatte Sasha in die Obhut einer anderen Sozialarbeiterin gegeben und eilte hinter uns her.

»Wir brauchen eine Beschreibung des Entführers«, sagte Brenda. »Mann oder Frau, Alter, Größe, Kleidung – alles. Wir brauchen die Automarke, das Modell. Vorausgesetzt, es gab eins.«

»Und Sie haben wirklich nichts?«, fragte ich. »Überhaupt nichts?«

»Ich kann zwanzig Polizisten anfordern – einfach so.« Sie schnippte mit den Fingern. »Besorgen Sie mir irgendwas, Paul. Geben Sie mir etwas, womit ich arbeiten kann.«

Wir erreichten den Treppenabsatz und blieben stehen. Ein uniformierter Polizist stand vor der Tür zu Abbys Büro.

»Sie ist psychotisch?«, fragte ich Abby.

»Sie ist so paranoid wie immer. Wir werden sie wohl in eine Klinik einweisen müssen.«

»Aber nicht jetzt sofort«, wandte Brenda hastig ein. »Bitte, Abby.«

Sie zögerte. »Nein, natürlich nicht.«

»Wissen wir, worin ihre Wahnvorstellungen bestehen?«, fragte ich.

»Es hat alles mit ihrer Arbeit beim MIT zu tun. Sie scheint anzunehmen, dass in ihrer Abteilung Bestandteile für chemische Waffen hergestellt wurden. Wenn sie ihre Ich-Grenze zu verlieren droht, ruft sie bei der Polizei und den Fernsehsendern an. Dann glaubt sie, CIA und FBI seien hinter ihr her, weil sie Alarm geschlagen hat.«

»Betrachtet sie die Polizei als Verbündete oder als Gegner?«, fragte ich.

»Im Moment glaubt sie, dass sich alle gegen sie verschworen haben«, erwiderte Abby. »Selbst wir.«

»Danke, dass Sie uns helfen, Paul«, sagte Brenda. »Ich möchte Sie ja nicht drängen, und ich weiß, dass Sie in Ihrem eigenen Tempo arbeiten müssen, Vertrauen gewinnen und so weiter, aber die Zeit läuft uns davon.«

»Sie sind in meinem Büro«, sagte Abby.

»Sie?«

Brenda holte tief Luft. »Detective Dempsey leitet die Ermittlungen.« Sie hob die Hände, eine Geste der Hilflosigkeit, die auch bedeuten konnte: Gegen das Schicksal ist man machtlos. »Sie müssen einfach so gut wie möglich damit klarkommen.«

Carol Dempsey hatte die Ermittlungen beim Mord an ihrem Kollegen Lou Francone geleitet. Um ein Haar wäre ich damals hinter Gitter gewandert, doch dann hatte die Polizei den Fall zu den Akten gelegt. In Detective Dempseys Augen allerdings war ich mit einem Mord davongekommen.